



Die Psychoanalyse – dieses neueste Judenleid, die älteren haben noch Zucker – kann von mir nur als ganze betrachtet werden, aber, trotz aller Terminologie, nicht als die Wissenschaft, sondern als die Leidenschaft der zu keiner andern mehr fähigen Generation.

Karl Kraus, 1913

Die Kreise, die ehemals im Banne der Heineschen Lyrik standen, sind jetzt einem verfallen, der schon weiß, was soll es bedeuten. Es unterhält die einen und trägt etwas den andern, es ist ein Gesellschaftsspiel, und die Damen wiegen sich in der Hoffnung, daß ein Wiener Israelit [...] ihnen sagen werde, das bedeute nichts anderes als daß sie in der Hoffnung sein wollen, um etwas zu wiegen.

Karl Kraus, 1922

Es gibt Dinge, gegen die man nicht kämpfen kann, weil sie zu lang, zu dick sind, keinen Kopf und Fuß haben: Karl Kraus und die Psychoanalyse.

Robert Musil, 1931

Unglaubensgenosse und unheimlicher Doppelgänger

Konträre Heine-Lektüren von Sigmund Freud und Karl Kraus

von Dietmar Goltschnigg

In der *Fackel* vom 22. Mai 1908 findet sich unter dem Titel *Übersetzung aus Harden* ein merkwürdiger, kryptischer Aphorismus: „Dem Diplomaten Eulenburg ‚fehlte es an Sitzfleisch und Ernst‘. Das soll aber kein Witz sein!“ Das darin enthaltene, durch Anführungszeichen markierte Zitat stammt von dem Berliner Publizisten und Krausens einstmaligem Mentor Maximilian Harden. Dieser hatte aus politischen Gründen den Fürsten Eulenburg, einen engen Vertrauten Kaiser Wilhelms II., der Homosexualität bezichtigt. Einen solchen Angriff auf das Geschlechtsleben eines Gegners, aus welchen Motiven immer, wies Kraus empört als einen „lumpigen“ und „schmutzigen Eingriff ins Privatleben“ zurück. Was ihn an diesem Aperçu interessierte, war indes ein anderer Aspekt: nämlich die mysteriöse Verbindung von „Sitzfleisch“ und „Ernst“, die witzig wirke, weil sie als solche von Harden offenbar gar nicht beabsichtigt war. Beide Wörter haben eine mehrfache

Bedeutung: Jakob Ernst war der Name eines Fischers aus dem bayrischen Starnberg, der vor Gericht den geschlechtlichen Verkehr mit Eulenburg eingestanden hatte; „Sitzfleisch“ hingegen ist ein anrühiges Bonmot aus Heines „Reisebild“

Die Bäder von Lucca (1829). Dort folgt auf die Frage „Was finden Sie in den Gedichten des Grafen von Platen Hallermünde?“ die gleichermaßen lakonische wie verblüffende Antwort: „Sitzfleisch!“ Woran sich unmittelbar die nächste Frage anschließt: „Sie meinen in Hinsicht der mühsamen, ausgearbeiteten Form?“ „Nein“, so die nicht minder verblüffende Antwort: „Sitzfleisch auch in Betreff des Inhalts.“

Abb.: <http://www.zum.de>



Heinrich Heine nimmt den Graf Platen aufs Korn ...

Zwei Jahre später stellte dann Karl Kraus in seiner Streitschrift *Heine und die Folgen* (1910) die Platen-Polemik in den *Bädern von Lucca* als „Antizipation“ der Harden-Eulenburg-Affäre ins Zentrum seiner moralischen Kritik an Heine. Kraus zitierte die Figur



des Hirsch-Hyazinth, die unverkennbar autobiografische Züge Heinrich Heines trägt, einen in Hamburg beheimateten Lotteriekollekteur und Hühneraugenoperateur, der mit dem Markese Gumpelino über die Vorzüge von Frauen- oder Männerliebe plaudert: „Der eine ißt gern Zwiebeln, der andere hat mehr Gefühl für warme Freundschaft, und ich als ehrlicher Mann muß aufrichtig gestehen, ich esse gern Zwiebeln, und eine schiefe Köchin ist mir lieber, als der schönste Schönheitsfreund.“ Kraus wusste natürlich nur zu genau, dass sich dieses Zitat als eine Replik auf Platens Lustspiel *Der romantische Ödipus* (1829) bezog. Dort wurde unverkennbar dem Juden Heine, dem „Synagogenstolz“ und „Samen Abrahams“, unterstellt, „seine Küsse sondern ab Knoblauchsgeruch“. Unbeschadet dieses evidenten Zusammenhangs wies Kraus den – aus seiner Sicht – plumpen Witz Heines verächtlich als philiströse Bigotterie zurück, weil sie die „Verwandlungen des Eros“ und „Varietäten der Geschlechtsliebe [...] in das grobe Schema Mann und Weib, normal und anormal“ spanne und so einer rückständigen, dringend revisionsbedürftigen Sexualmoral das Wort rede.

Abb.: www.lexikus.de



Lexikus.de

K. A. Platen

Karl August Graf von Platen-Hallermünde rächt sich ...

Für Kraus waren Witze ausnahmslos nur dann gestattet, wenn sie nicht den geringsten Zweifel an der moralischen Integrität des Verfassers aufkommen ließen: „Schlechte Gesinnung kann nur schlechte Witze machen. Der Wortwitz [...] muß bei Heine [...] zum losen Kalauer werden, weil kein sittlicher Fonds die Deckung übernimmt.“ Mit diesem Argument lehnte

Kraus auch alle anderen wortspielerischen Witzeleien Heines über Platen ab, so etwa über dessen materielle Not: „Wer die Armut seines Gegners verhöhnt, kann keinen bessern Witz machen, als den: der Ödipus von Platen wäre nicht so bissig geworden, wenn der Verfasser mehr zu beißen gehabt hätte.“



Abb.: www.wikipaintings.org

Karl Kraus,

hier in einer Zeichnung von Oskar Kokoschka, spricht Heine das moralische Recht für Wortspiele ab ...

Auch Sigmund Freud, der übrigens über eine alte, einstmals sehr schöne Tante mit Heine weitschichtig verwandt war, spießte in seiner Schrift *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten* (1905) dieses Bonmot auf, jedoch durchaus beifällig als ein treffendes „Beispiel von metaphorischem und gemeinem Doppelsinn“: also das Adjektiv „bissig“ im Sinne von scharfzähmigem Zynismus, das Verbum „beißen“ im Sinne von hungrigem, bedürftigem, armseligem Kauen, Nagen, Knabbern.

Wie Heine hegte Freud für Witzbeispiele mit sexuellem Sinnpotenzial eine besondere Vorliebe, so auch für Heines Platen-Polemik, weil sie „ein wahres Wespennest der stachlichsten Anspielungen“ auf die „Männerliebe“ enthalte. Freud zitierte jedoch eine andere Passage als Kraus – eine viel witzigere, spöttischere, frechere und anzüglichere, die eine Reihe analer Bilder und Metaphern enthält:

Wenn ihm [Platen] auch die Musen nicht hold sind, so hat er doch den Genius der Sprache in seiner Gewalt, oder



vielmehr er weiß ihm Gewalt anzuthun; – denn die freye Liebe dieses Genius fehlt ihm, er muß auch diesem Jungen beharrlich nachlaufen, und er weiß nur die äußeren Formen zu erfassen, die trotz ihrer schönen Ründung sich nie edel aussprechen. [...] es geht ihm dann wie dem Vogel Strauß, der sich hinlänglich verborgen glaubt, wenn er den Kopf in den Sand gesteckt, so daß nur der Steiß sichtbar bleibt. Unser erlauchter Vogel hätte besser gethan, wenn er den Steiß in den Sand versteckt und uns den Kopf gezeigt hätte.

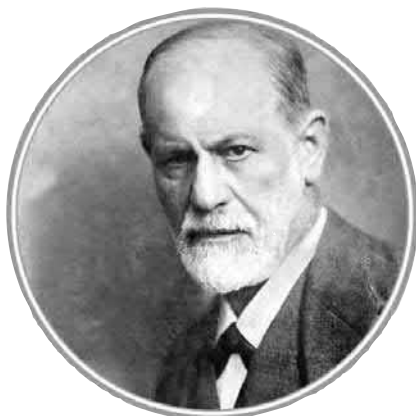


Abb.: www.elephantjournal.com

Sigmund Freud wiederum liebt
Heines Platen-Polemik ...

„Kein Anspruch ist ja persönlicher als der auf sexuelle Freiheit ...!“

Freud zählte Heines Angriffe gegen Platen zur Gruppe des tendenziösen bzw. aggressiven Witzes, der sich rächend gegen sozial „Höhergestellte“ richtet, so auch gegen privilegierte, anmaßende Aristokraten, um diese mit Schmähungen, insbesondere auch sexueller Natur, von ihren Podesten herunterzuzerren. Dieses Motiv unterlegte Freud auch der zynischen Polemik des antisemitisch angerempelten Juden Heine gegen die Homosexualität des christlichen Grafen Karl August Georg Maximilian von Platen-Hallermünde. In der Frage, welche Polemik die massivere, inhumanere sei, jene Platens gegen die jüdische Identität Heines oder jene Heines gegen die Homosexualität Platens stimmen Freud und Kraus überein, dass Heines Angriff den existenziell gravierenderen Tabubruch darstelle – eine Wertung, die Freud allgemeingültig in *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten* so begründete: „Kein Anspruch ist ja persönlicher als der auf sexuelle Freiheit, und nirgends hat die Kultur eine stärkere Unterdrückung zu üben versucht als auf dem Gebiete der Sexualität.“ Im Hinblick auf die herkömmliche, ebenso dringend revisionsbedürftige Kriminalisierung und Pathologisierung der Homosexualität berief sich Kraus in seinem bahnbre-

chenden, auf weitgehende Liberalisierung des Sexualstrafrechts abzielenden Band *Sittlichkeit und Kriminalität* (1908) nachdrücklich auf „Professor Sigmund Freud“, dem man die mutige „Einsicht“ zu verdanken habe, „daß der Homosexuelle weder ins Zuchthaus noch in den Narrenturm“ gehöre.

Heines Kontrastierung seiner eigenen „normalen“ Frauenliebe mit Platens „anormalen“, abweichender, ja perverser Männerliebe impliziert auch den Gegensatz von Gesundheit und Krankheit. In diesem Fall schlug Heine eine erstaunliche, aber symptomatische Volte. Indem er die Homosexualität des judenfeindlichen fränkischen Grafen als naturwidrige Perversion stigmatisierte, überspielte er seine eigene, seit jeher angegriffene Gesundheit und sein als Krankheit empfundenes jüdisches Außenseitertum. Im 19. und noch lange im 20. Jahrhundert galt Heine nicht nur bei Antisemiten als Prototyp des kranken Juden, der vorzugsweise auch als Syphilitiker denunziert wurde. Kraus attestierte – mit herablassender Ironie – dem Feuilletonisten Heine eine gefährliche, hochgradig infektiöse „Franzosenkrankheit“, also nichts Geringeres als die Syphilis, „die er uns eingeschleppt“ habe: „Wie leicht wird man krank in Paris!“ Zum Unterschied von Kraus bescheinigte Freud jedoch der wie immer gearteten Krankheit Heines ein kreatives künstlerisches Potenzial zu deren Überwindung und somit die Aussicht auf Rekonvaleszenz. Als Beispiel zitierte Freud in seiner *Einführung des Narzißmus* (1914) Heines *Schöpfungslied* Nr. 7, wo der Dichter an seiner Statt Gott sprechen lässt, um „die Psychogenese der Welterschöpfung“ mit der eigenen poetischen, heilenden Schaffenskraft in eins zu setzen:

*Warum ich eigentlich erschuf
Die Welt, ich will es gern bekennen:
Ich fühlte in der Seele brennen
Wie Flammenwahnsinn, den Beruf.*

*Krankheit ist wohl der letzte Grund
Des ganzen Schöpferdrangs gewesen;
Erschaffend konnte ich genesen,
Erschaffend wurde ich gesund.*

In seinem Zeitgedicht *Das neue Israelitische Hospital zu Hamburg* (1843) hat Heine das jüdische, nicht „abzuwaschende“ Stigma als unheilbare Krankheit expressis verbis thematisiert. Mit triumphierender Schadenfreude hielt der Assimilationsverfechter Karl Kraus dieses Gedicht dem prominenten, in Paris als Arzt ordinierenden Zionisten Max Nordau vor Augen, und zwar anlässlich der am 24. November 1901 erfolgten feierlichen Enthüllung des von der Wiener Freisinnigen Bürgerschaft finanzierten Heine-Grab-Denkmals auf dem Friedhof Montmartre. Wenn „Herr Nordau“, so Kraus süffisant, der „seit Jahr und Tag daran“ arbeite, „Heine’s über die ganze Welt zerstreuten Bewunderer zu sammeln und in ein gelobtes Land zu



führen“, seinen verehrten Dichter erst so richtig kennengelernt habe, werde er „schaudernd die Worte lesen“, die dieser „dem Hamburger Judenhospital gewidmet hat“:

*Ein Hospital für arme, kranke Juden,
Für Menschenkinder, welche dreyfach elend,
Behaftet mit den bösen drey Gebresten,
Mit Armuth, Körperschmerz und Judenthume!*

*Das schlimmste von den dreyen ist das letzte,
Das tausendjährige Familienübel,
Die aus dem Nythtal mitgeschleppte Plage,
Der altägyptisch ungesunde Glauben.*

Abb.: www.ludo-leuschner.de/nordau/entartung1.htm



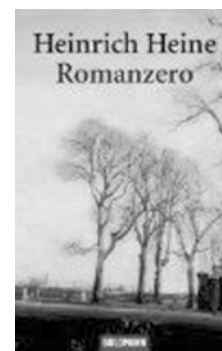
Max Nordaus Zionismus war für Heine keine Lösung seines Abstammungs-Frusts ...

Auch Sigmund Freud zitierte in seiner letzten Schrift *Der Mann Moses und die monotheistische Religion* (1939) Heines Hamburger Hospital-Gedicht, um mit ungläubiger Betroffenheit zu fragen: „Wer hat es übrigens dem jüdischen Dichter H. Heine im 19. Jahrhundert n. Chr. eingegeben, seine Religion zu beklagen als ‚die aus dem Niltal mitgeschleppte Plage, den altägyptisch ungesunden Glauben‘?“ Freud, der selbstdeklarierte „gottlose Jude“ und Religionskritiker, diagnostizierte ganz im Gegensatz zu Heine (und Kraus) die jüdische Religion keineswegs als unheilbare Krankheit, sondern nachgerade als eine der Reinlichkeit und Gesundheit der Stammesgenossen förderliche Konfession, dank des von den alten Ägyptern übernommenen Beschneidungsgebots. Allerdings konnte Freud in diesem Zusammenhang eine irritierende physiologische Tatsache nicht verhehlen, auf die er in seinem späteren kleinen Aufsatz *Zur Gewinnung des Feuers* (1932) mit einem Zitat aus einem der witzigsten Gedichte verwies, das der beschnittene Jude Heine noch in der „Matratzengruft“ verfasst hatte: „Was dem Menschen dient zum Seichen / Damit schafft er Seinesgleichen.“ Diese ebenso witzigen wie vulgären Verse veranlassten Freud zu weiteren Reflexionen. Das „Beisam-

mensein“ der beiden Funktionen des männlichen Glieds sei deshalb so verstörend, weil es „die Entleerung des Harnes besorgt und den Liebesakt“ ausführt, „der das Sehnen der genitalen Libido stillt“ – kurzum eine Unverträglichkeit wie „Feuer und Wasser“: „Wenn das Glied in jenen Zustand von Erregung gerät [...] und jene Empfindungen verspürt werden, die an die Wärme des Feuers mahnen, ist das Urinieren unmöglich; und umgekehrt, wenn das Glied der Entleerung des Körperwassers dient, scheinen alle seine Beziehungen zur Genitalfunktion erloschen.“ „Der Gegensatz der beiden Funktionen“ erlaube mithin die pointierte Schlussfolgerung, dass der Mann gleichsam „sein eigenes Feuer durch sein eigenes Wasser“ lösche.

Das einzige Werk Heines, das Kraus gelten ließ, war der des Dichters Schmerzen und dessen eigene tödliche Krankheit thematisierende *Lazarus-Zyklus*, den auch Freud zu seinen Lieblingswerken aus dem gesamten Fundus der Weltliteratur auserkor. Aber noch in der Pariser Matratzengruft habe sich Heine, so Kraus mokant, zu jenem spöttischen, „selbstmörderischen Witz“ hinreißen lassen, mit dem er seine zeitlebens praktizierte „Handelvorstellung“ bekräftigte. Auf die Frage, ob Gott ihm seine moralischen Schwächen verzeihen werde, hatte der todgeweihte Dichter unbesorgt erwidert: „Dieu me pardonnera, c'est son métier.“ Gott mit „Métier“ im Sinne von Gewerbe und Geschäft in einem Atemzug zu nennen – für den Moralisten Kraus abermals eine unverzeihliches Sakrileg.

Der Lazarus-Zyklus Heines ist im Goldmann-Taschenbuch *Romanzero* enthalten.



Zu einer völlig konträren, tiefsinnigeren und durchaus aner kennenden Analyse dieses Zitats war Freud auch diesmal wieder in seiner Studie *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten* gelangt. Er zählte das Beispiel zur Gattung des „zynischen“ bzw. „kritischen“ und „blasphemischen“ Witzes. Dessen Stärke sei der angemessenen emanzipatorischen Kraft zu verdanken, dass sich Heine selbst Gott nur zu dem einzigen Zweck „angeschafft“ habe, damit dieser ihm in hora mortis verzeihe – gleichsam im Sinne eines vertraglich abgeschlossenen Dienstverhältnisses, „wie man sich einen Arzt“ oder „einen Advokaten“ halte: „Und so regt sich noch in dem machtlos daliegenden Sterbenden das Bewußtsein, daß



er sich Gott erschaffen und ihn mit Macht ausgestattet hat, um sich seiner bei Gelegenheit zu bedienen. Das vermeintliche Geschöpf gibt sich noch kurz vor seiner Vernichtung als den Schöpfer zu erkennen.“

Geldgier als Heines Leitmotiv?

Für Kraus jedoch blieb berechnende Geldgier eines der Leitmotive in Heines Leben und Werk. Er unterschob dieses auch jener originellen Wortschöpfung, die in vielen literatur- und kulturwissenschaftlichen Beiträgen zu Heines Witz behandelt wurde und ungeteilte Zustimmung fand. Hier soll dieses bekannte Beispiel nur deshalb kurz zur Sprache kommen, weil Kraus darauf seinerseits polemisch mit einem witzigen Wortspiel reagierte. Es handelt sich um die Kontamination „famillionär“ aus „familiär“ und „Millionär“, die Heine an zwei Schlüsselstellen seines Werks zum Einsatz brachte: zuerst in den *Bädern von Lucca* mittelbar durch den schon erwähnten Hirsch-Hyazinth, dann unmittelbar auf sich selbst bezogen in der „Denkschrift“ *Ludwig Börne*. Die psychologisch noch immer subtilste, die gleichsam unterirdischen Bedeutungsschichten dieser witzigen Wortkreuzung freilegende Analyse stammt nach wie vor von Sigmund Freud. Mit der urplötzlichen Wortschöpfung „famillionär“ habe Heine unbewusst auch das eigene, komplizierte Verhältnis zu seinem Hamburger Onkel Salomon zum Vorschein gebracht. Der steinreiche Bankier pflegte seinen Neffen herablassend als ärmlichen Verwandten zu behandeln, der als Geliebter oder gar Ehemann für seine beiden Töchter von vornherein nicht in Frage kam: „Hätt' er was gelernt, so braucht er nicht zu schreiben Bücher“, pflegte der Millionär über den Poeten spöttisch zu witzeln. Der schmerzvoll-bewussten Verarbeitung dieser ungleichen Familienverhältnisse sei, so Freuds scharfsinniger Befund, unbewusst der witzige Neologismus „famillionär“ zugekommen, der mit einemmal Lust und befreiendes Lachen erzeugt habe – auch im Hinblick auf die Sublimierung des „Familienübels“, das in der scheinbar unheilbaren, nicht „abzuwaschenden“ jüdischen Identität *aller* Verwandten, ob jener Heines oder der Judenheit insgesamt, begründet war. Mehr als ein Jahrzehnt nach den *Bädern von Lucca* waren bei Heine dieser Sublimierungsprozess und die damit verbundene erlösende Belachbarkeit dieses Witzwortes so weit fortgeschritten, dass er sich in der „Denkschrift“ *Ludwig Börne* (1840) nun selbst ganz unverhüllt und ungeniert mit Hirsch-Hyazinth aus den *Bädern von Lucca* identifizieren und dessen Phrase lustvoll auf seinen eigenen intimen Umgang mit James de Rothschild in Paris beziehen konnte.

So subtil, ja kongenial Freud dieses Witzbeispiel Heines analysierte und bewunderte, so kategorisch verschmähte Kraus das Selbstporträt des „famillionär“ mit Rothschild ver-

kehrenden Pariser Flaneurs, der mit dem Blick auf die soziale Misere seiner Zeit gleichwohl die Privilegien eines berechnenden Schmarotzers genossen habe. Heines renommierte Erinnerung, dass er mit dem „Nero der Finanz“, wenn dieser „guter Laune war“, „Arm in Arm“, also geradezu körperlich vereint, „ganz *famillionär*, wie Hirsch-Hyazinth sagen würde, in den Straßen von Paris umherflanierte“, solch anmaßendes „Geständnis“ provozierte den Wiener Sprachensor seinerseits zu einer wortspielerischen Replik, die das „famillionäre“ Witzwort Heines übertreffen und korrigieren sollte: Statt des gemeinsamen, „Arm in Arm“ verschränkten Spaziergangs mit Rothschild durch die Straßen von Paris hätte der bedürftige und berechnende Poet ehrlicher und mit witzigerer Doppelbedeutung gesagt: „Arm in *Reich*“.



Abb.: www.google.at

Die Bekanntschaft Heines mit Baron Jakob (später: James de) Rothschild, Gründer des französischen Familienzweigs, war nach Karl Kraus „berechnendes Schmarotzertum“.

Der Reiz neologistischer Kontaminationen

Freud beschrieb die Witztechnik der neologistischen Kontamination „famillionär“ als eine „Verdichtung mit Ersatzbildung“ durch die „Herstellung eines Mischwortes“. Ein solch gelungenes Beispiel spürte er auch bei Kraus auf, und zwar an verstecktester Stelle eines frühen *Fackel*-Hefts aus dem ersten Jahrgang 1899. Dort war die Rede von einer Delegation korrupter „Revolverjournalisten“. Diese lebten neuerdings „auf großem Fuß“ und würden „für theures Geld“ auf Kosten der „bosnisch-herzegowinischen Verwaltung“ im „Orienterpresszug“ durch den Balkan befördert. Aus einem vorgetäuschten Druckfehler als unbewusster „Fehlleistung“ resultiere nach Freud die frappierende Wortkreuzung von „Expreszug“ und „Erpressung“. Mit dem vorangestellten Substantiv „Orient“ wird das Objekt der habsburgischen Erpressung bzw. Ausbeutung, nämlich die 1878 handstreichartig okkupierten und später (1908) annektierten Balkanprovinzen, dingfest gemacht und angeprangert – ein Kabinettstück dichtester, auch etymologischer Kompression komplexer historischer, politischer und sozialer Zusammenhänge.



Freud bezieht sich in seiner Untersuchung über den *Witz und seine Beziehung zum Unbewußten* noch ein zweites Mal auf Kraus – verdeckt, aber für seine Wiener Zeitgenossen doch leicht zu durchschauen, wenn er von einem „geistreichen und kampflustigen Schriftsteller“ – nicht ohne eine gewissen Schadenfreude – berichtet, „der sich durch die Schärfe seiner Invektive wiederholt körperliche Mißhandlungen von seiten der Angegriffenen zugezogen hat. Als einmal eine neue Missetat eines seiner habituellen Gegner beredet wurde, äußerte ein dritter: *Wenn der X das hört, bekommt er wieder eine Ohrfeige.*“ Die Anekdote lässt sich wörtlich nicht belegen, trifft aber doch den historischen Sachverhalt. Denn Kraus wurde von seinen Feinden mehrfach geohrfeigt, er erstattete stets Strafanzeige gegen die Täter, die allesamt zu Geld- und/oder Gefängnisstrafen verurteilt wurden. Freud zählt diese Anekdote zu jenen Beispielen, deren Witz aus der Verblüffung über den scheinbaren Widersinn resultiert, dass jemand eine Ohrfeige erhält, nicht weil er etwas Bissiges über einen anderen gesagt oder geschrieben, sondern weil er es (nur) gehört hat. Die semantische Struktur des Witzes beruht also auf einer unbewussten, verdrehenden Verkürzung, einer „Auslassung“ bzw. „Verdichtung ohne Ersatzbildung“, die durch den Leser oder Hörer des Witzes freilich unschwer zu realisieren ist. Der Freud-Schüler Theodor Reik hat übrigens dieses Witzbeispiel später (1912) zur Teilnahme für Arthur Schnitzler gegen Kraus herangezogen, den er bezeichnenderweise als den „kleinen Anti-Schnitzler“ verspottete, während Freud zehn Jahre später, 1922, Schnitzler zu dessen 60. Geburtstag in ehrerbietiger Scheu als seinen „Doppelgänger“ ansprach.

Heinrich Heine – „Primat der Intelligenz“?

Kehren wir abschließend zu Heine zurück. In seinem „Reisebild“ *Die Nordsee* (1826) hatte er sich auf Spinoza als seinen „Unglaubensgenossen“ berufen. Daran anknüpfend vereinnahmte Freud in seiner Abhandlung *Die Zukunft einer Illusion* (1927) Heine als einen „unserer Unglaubensgenossen“, d. h. als einen geistesverwandten Antimetaphysiker, der stets fortschrittlich, weil aufklärerisch „den Primat der Intelligenz“ verfochten habe. Freud verglich den vernunftgeleiteten „Unglaubensgenossen“ mit einem „ehrlichen Kleinbauern auf dieser Erde“, der „seine Scholle zu bearbeiten“ wisse, „so daß sie ihn“ nähre, der „seine Erwartungen vom Jenseits“ abziehe „und alle freigewordenen Kräfte auf das irdische Leben“ konzentriere. Mit dieser optimistischen Erwartungshaltung verwies Freud auf Heines Versepos *Deutschland. Ein Wintermärchen* (1844). Dort wurde fröhlich die Errichtung eines „Himmelsreichs“ „auf Erden schon“ herbeigesehnt – unter dem unverkennbaren Einfluss des dialektischen Materialismus von Karl Marx und des hedonistischen Sensualismus von Saint-Simon:

*Es wächst hienieden Brot genug
Für alle Menschenkinder,
Auch Rosen und Myrten, Schönheit und Lust,
Und Zuckererbsen nicht minder.*

*Ja, Zuckererbsen für jedermann,
Sobald die Schoten platzen!
Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spatzen.*

Auch Kraus zitierte anlässlich der schon erwähnten Enthüllung von Heines Grabdenkmal in Paris diese satirische Diesseitsutopie, allerdings zu einem anderen Zweck: nämlich zur Abschreckung vor dem „gelobten Land“ Max Nordaus und Theodor Herzls, wo es eben keine „Zuckererbsen für jedermann“ gebe, „sobald die Schoten platzen“: die zionistische Utopie von *Altneuland* – für Kraus eine abschreckende, öde, unfruchtbare Wüstenei.

Sigmund Freud hat sich mit seinem „Unglaubensgenossen“ Heine als seinem „unheimlichen“, zwiespältigen, vertrauten wie befremdlichen Doppelgänger solidarisiert. Nicht zufällig nennt er ihn auch in seiner Abhandlung über das *Unheimliche* (1919). Auch für Karl Kraus figurierte Heine als Doppelgänger, auf den er, ein besessener Assimilationsverfechter, sein eigenes Judentum projizierte. In einer jahrzehntelangen Auseinandersetzung, einem unerbittlichen Gerichtsprozess, versuchte Kraus sein ihm zugekommenes und erfolgreicherer Alter Ego moralisch wie ästhetisch zu „erledigen“ und sich zugleich seiner jüdischen Identität zu entledigen: nichts Geringeres mithin als „aufzuhören, Jude zu sein“: „Erlösung durch Selbstvernichtung“ – eine unheimliche, antisemitische Vision, wie sie programmatisch schon Richard Wagner 1850 in seinem Pamphlet *Das Judentum in der Musik* verkündet hatte.

Dietmar Goltschnigg, geb. 1944 in Würzburg am Main, ist Professor für Neuere deutsche Sprache und Literatur an der Karl-Franzens-Universität Graz. Arbeitsschwerpunkte: deutschsprachige Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, Klassische Moderne Österreichs, interdisziplinärer Dialog über soziale, philosophische und psychologische Themen. Letzte Buchpublikationen: „Georg Büchner und die Moderne“ (3 Bde, 2001-2004), „Heine und die Nachwelt“ (3 Bde, 2006-2011), „Fröhliche Apokalypse“ und nostalgische Utopie“ (2009), „Phänomen Zeit. Dimensionen und Strukturen in Kultur und Wissenschaft“ (2011), „Angst – Lähmender Stillstand und Motor des Fortschritts“ (2012), „Plagiat, Fälschung, Urheberrecht im interdisziplinären Blickfeld“ (2013).